

Autor: CHRISTINA BERNDT
Seite: 50

Ressort: Gesellschaft
Ausgabe: Hauptausgabe

Erschöpft

In der ersten Welle wurden die Bedürfnisse von Familien lange ignoriert. Das kollektive Trauma sitzt noch tief. Wie geht es ihnen jetzt? Und was hilft?

VON CHRISTINA BERNDT

Die Kinder waren am Mittwoch grade ins Bett gebracht, in der Küche stapelte sich noch das Geschirr vom Abendessen, als sich um kurz nach 21 Uhr das schon seit Tagen aufziehende Unwetter im Wohnzimmer entlud. Wie dicke schwere Regentropfen prasselten die Worte der Bundeskanzlerin aufs Volk: Verlängerter Teil-Lockdown bis 20. Dezember, pling, nur noch fünf Erwachsene in einem Raum, pling, vorgezogene Winterferien, pling, Hybridunterricht ab der 8. Klasse, pling, bitte kein Winterurlaub, pling. Dann ein kurzes Wolkenfenster: Weihnachten und Silvester! Dann wahrscheinlich wieder Teil-Lockdown von Januar an, pling, pling, pling.

Verglichen mit dem Frühjahr war das zwar ein eher harmloses Unwetter, Warnstufe gelb, höchstens orange, doch für viele Familien fühlt es sich trotzdem viel schlimmer an. In der ersten Welle wurden ihre Bedürfnisse lange ignoriert. Den Lockdown mit monatelangen Schul- und Kita-Schließungen haben viele Eltern als die forderndste Zeit ihres Lebens in Erinnerung. Auch ein relativ normaler Sommer konnte bei vielen die Wunden nicht heilen. Das kollektive Trauma sitzt noch tief.

Und jetzt? Zwar wird allerorts täglich die Hoffnung auf baldige Besserung beschworen, doch wie bald kann man mit ihr wirklich rechnen? Der Urlaub vieler Eltern ist aufgebraucht, ohne einen Tag Entspannung, die Erschöpfung in den Familien ist groß. Bei Vätern, Müttern und Kindern. Und der Winter steht erst noch bevor, inklusive drei Wochen Weihnachtsferien, die für viele Eltern wohl alles werden, außer eben: Ferien. Doch wie geht es Familien neun Monate nach Beginn der Pandemie wirklich? Worunter leiden sie am meisten? Und was hilft?

Die Probleme der Eltern

Erste Antworten gibt eine Umfrage der Eltern-Initiativen „Familien in der Krise“ und „Kinder brauchen Kinder“. Sie liest sich wie der Bericht aus einer Burn-out-Klinik: „Im Frühjahr bin ich über meine Grenzen gegangen, was mit mehreren psychischen Zusammenbrüchen belohnt wurde“, schreibt eine Mutter. „Ich habe jeden Abend alleine zu Haus gegessen und geweint“, eine andere. Und ein Vater sagt: „... dann geht es nur noch darum, den Tag zu überstehen, ohne sich anzuschreien.“ In der bundesweiten Nako-Gesundheitsstudie, die soeben veröffentlicht wurde, schlagen sich Erfahrungen wie diese ebenfalls nieder. Für die groß angelegte Studie befragten Forscher jedes Jahr weit mehr als hunderttausend Menschen, unter anderem nach ihrem psychischen Zustand. Demnach haben depressive Symptome und Angstsymptome während der ersten Welle der Pandemie zugenommen. Bei 8,8 statt zuvor 6,4 Prozent der Befragten fanden sich moderat bis schwer ausgeprägte depressive Symptome. Auch der selbstempfundene Stress nahm zu – und zwar vor allem in der Gruppe der 30- bis 49-Jährigen, bei den Eltern jüngerer Kinder also. Sieht man die Corona-Pandemie als lange Wanderung, könnte man sagen: Die Klamotten sind immer noch ziemlich klamm. Jetzt werden sie schon wieder nass.

Was Eltern vor allem zu schaffen macht, ist die Unsicherheit. Tag für Tag gilt ihr banger Blick den neuesten Zahlen des Robert-Koch-Instituts. Ist die Schule nächste Woche noch offen? Sind wir bald alle in Quarantäne? Meldet sich das Gesundheitsamt morgen, übermorgen oder erst in fünf Tagen? „Wir wissen schon lange, wie sehr Sicherheit die Psyche der Menschen stabilisiert, wie wichtig Verlass und

Routinen sind und wie toxisch Unsicherheit ist“, sagt der Psychiater Klaus Lieb. Der 55-Jährige leitet das Leibniz-Institut für Resilienzforschung in Mainz.

Diese Unsicherheit bezieht sich auch auf das Verhalten in der Pandemie. Wer darf noch raus, wenn der Vater Kontaktperson eins ist? Darf der Sohn noch beim Freund übernachten? Schicke ich die Tochter in die Schule, obwohl sie beim Aufstehen einmal geniest hat?

Warum die Unsicherheit für den Menschen toxisch ist? Experten erklären das so: Weil sie in der Regel mit Verlustangst und Furcht gekoppelt ist. Menschen, denen in einer neuartigen Situation der innere Kompass fehlt, haben deshalb häufig ein Worst-Case-Szenario im Kopf, denken, dass sie eigentlich nur scheitern können.

Die Probleme der Kinder

Und wie geht es den Kindern? „Wir haben mit einer Verschlechterung des psychischen Wohlbefindens in der Krise gerechnet. Aber dass sie so deutlich ausfällt, hat uns überrascht.“ Diesen Satz sagt Ulrike Ravens-Sieberer. Die 56-Jährige ist Forschungsdirektorin der Kinder- und Jugendpsychiatrie am **Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf**. Bereits im Sommer hatte die Psychologin mit ihrer „Copsy“-Studie („Corona und Psyche“) die Öffentlichkeit aufgeschreckt: 71 Prozent der Kinder und Jugendlichen fühlten sich demnach durch die Pandemie äußerst oder ziemlich belastet. Vor Corona berichtete eins von drei Kindern von einer niedrigen Lebensqualität, während Corona waren es zwei von drei – doppelt so viele. Psychische Auffälligkeiten wie Stress und Depressionen fanden sich bei 31 Prozent statt zuvor 18 Prozent, vor allem Angststörungen nahmen zu.

Bei Ravens-Sieberer saßen mehr und

mehr Kinder wie der neunjährige Junge, der sie fragte, wozu er denn noch aufstehen solle, als wegen Corona die Schulen geschlossen waren und Freunde zu treffen verboten. Seine Lehrer antworteten nicht auf die Hausaufgaben, die er brav einschickte, und zum Spielen hatte der Nachzügler mit den deutlich älteren Geschwistern auch niemanden. „Es ist doch alles sinnlos“, sagte er. Sie sei viel gewohnt durch ihren Beruf, sagt Ravens-Sieberer. „Aber da musste ich richtig schlucken.“

Anfangs seien es vor allem die fehlenden Sozialkontakte und der Verlust an Alltagsstruktur gewesen, die den Kindern zu schaffen gemacht hätten, so Ravens-Sieberer. Auch Spiel- und Entwicklungsräume jenseits des Elternhauses fehlten den Kindern – und vor allem: den Jugendlichen. Mit zunehmender Dauer der Pandemie traten dann andere Probleme in den Vordergrund, etwa die wirtschaftlichen Sorgen der Eltern oder deren zunehmende Gereiztheit. Nächtliche Arbeitsschichten und fehlende Erholungsphasen haben das Nervenkostüm vieler Mütter und Väter dünn werden lassen. Das wirkt sich unmittelbar auf die Kinder aus.

Die Familienseele

Im Kosmos Familie gibt es zwar verschiedene Einzelseelen. In Wahrheit aber sind sie zu einer Familienseele verbunden. Was den einen belastet, überträgt er auf alle anderen. „Die Sorgen der Eltern transportieren sich zu den Kindern – und umgekehrt“, sagt Ravens-Sieberer.

Ein Problem von Kindern und Jugendlichen, das zunehmend auch die Eltern vor Herausforderungen stellt, ist zum Beispiel das Corona-Mobbing an Schulen. Lehrer und Eltern erzählen von Schülern, die noch Wochen nach Ablauf ihrer Quarantäne von Klassenkameraden gemieden werden. Andere werden von ihren Eltern zum Masken-Boycott verdammt und dafür von den Mitschülern verspottet. Wie reagiert man als Mutter eines selbst betroffenen Kindes oder als Vater eines Mitschülers darauf?

Oder die angedrohte Ein-Freund-Politik. Erst überforderte sie die Kinder,

dann die Eltern, wenn sie abends versuchten, ihr Kind – vom vermeintlich besten Freund leider nur als zweite Wahl eingestuft – wieder aufzurichten. Am Ende blieb es zwar nur eine Idee, die nicht umgesetzt wurde, doch die Diskussionen auf den Schulhöfen und Spielplätzen waren da schon längst im Gange. Vielen Kinder bescherten sie neue Wunden – und den Eltern ein Déjà-vu: Die Politik hatte ein weiteres Mal bewiesen, wie weit weg sie oft von der Lebenssituation von Familien ist.

Überhaupt müssen Eltern in Corona-Zeiten viel mehr trösten und erklären. Zum eigenen Anspruch, gute Eltern zu sein, kommt der Anspruch, gute Corona-Eltern zu sein. Doch auch Kinder versuchen, ihren Eltern zu helfen. Das hat zum Beispiel die Psychologin Birgit Langebartels beobachtet. Sie hat Grundschulkinder und deren Eltern nach ihren Erfahrungen im Lockdown befragt. „Eltern stehen unter einem ungeheuren Druck“, sagte Langebartels kürzlich im SZ-Interview. „Dabei kommt es zu seltsamen Stellvertretungen. Kinder fühlen sich dafür verantwortlich, ihre Eltern glücklich zu machen.“

Was hilft

Zurück zum Glück können es Eltern allerdings auch ohne die explizite Unterstützung der Kinder schaffen. Sollten sie sogar. Es gibt viele kleine Dinge, die helfen. Es fängt dabei an, Gefühle zu akzeptieren und sie als Momentaufnahme zu betrachten, rät die Psychologin Ravens-Sieberer. Selbst wenn es Hassgefühle auf die eigenen Kinder sind, von denen einige Eltern in Corona-Zeiten berichten. Wichtig sei außerdem, mit den eigenen Sorgen und Ängsten in der Pandemie offen umzugehen und das auch gegenüber den Kindern zu kommunizieren. „Sie merken das sowieso. Besser, man spricht darüber.“ Allerdings, ohne das Elend zur Katastrophe auszubauen.

„Man kann Probleme mit seinen Gedanken größer machen – oder kleiner“, sagt der Psychiater Klaus Lieb. Jeder hat die Wahl. Dazu gehört es, sich in Gesprächen mit anderen nicht ständig auf die Schwierigkeiten zu

fokussieren („Wie schrecklich, das schaffen wir nie!“). Das gibt einem zwar für einen kurzen Moment ein Gefühl der Solidarität – aber eben eine Solidarität im Elend. „Besser ist es, den Blick auf die Bewältigungsmechanismen zu lenken“, sagt Lieb.

Da haben Eltern, Jugendliche und Kinder unterschiedliche Strategien. Kleinere Kinder, die ihre Ängste noch nicht so gut ausdrücken können, verarbeiten sie zum Beispiel in Rollenspielen. Da trägt der Teddy Maske, die Puppe muss in Quarantäne.

Erwachsenen helfen dagegen feste Auszeiten, als Paar oder auch alleine. Das ist auch dann möglich, wenn verreisen gerade schwierig ist. Ein Besuch alleine bei einer Freundin, eine Joggingrunde zu zweit oder eine Runde Yoga im Keller, während die Kinder einen Film schauen dürfen. Überhaupt, Film schauen. Hier raten Experten: Ruhig mal Ausnahmen zulassen. „Wenn ein Kind mal zwei Stunden Fernsehen guckt? Bis zur Verwahrlosung ist es noch ein weiter Weg“, sagt die Psychologin Birgit Langebartels. Gleiches gilt für die Essgewohnheiten: Es hilft, wenn man sich selbst die Hürden nicht so hoch legt. Mal ein Zimmerpicknick, anstatt zu kochen. Oder man definiert, dass in der Corona-Zeit auch Pommes als Gemüse gelten. Vor allem Kinder und Jugendliche hätten genügend soziale und psychische Ressourcen, um nicht ernsthaft krank zu werden und sich nach Corona schnell wieder zu stabilisieren, sagt Ravens-Sieberer. „Das sind Kinder! Die sind extrem anpassungsfähig. Wenn das Leben wieder normal wird, dann sind die Probleme meist bald wieder vergessen.“

Drei Wochen Weihnachtsferien werden für viele Eltern sicher alles, außer eben: Ferien

Wir haben mit einer Verschlechterung des psychischen Wohlbefindens bei Kindern in der Krise gerechnet. Aber dass sie so deutlich ausfällt, hat uns überrascht.“

ULRIKE RAVENS-SIEBERER

In der Corona-Zeit dürfen auch Pommes mal als Gemüse gelten

DER SPIEGEL vom 28.11.2020



Autor: Becker, Markus/ Beyer, Susanne/ Fokken, Silke/ Gontek, Florian/ Großkathöfer, Maik/ Hardinghaus, Barbara/ Hassenkamp, Milena/ Himmelrath, Armin/ Kaufmann, Matthias/ Keller, Maren/ Klovert, Heike/ Lakotta, Beate/ Laurenz, Nike/ Micks, Vivian/ Musall, Bettina/ Müller, Ann-Katrin/ Pals, Jonas Schulze/ Reiermann, Christian/ Schirmer, Sophia/ Schmitter, Elke/ Thimm, Katja

Kurztitel: Warum die Jüngsten die Leidtragenden der Pandemie sind

Seite: 34 bis 40

Jahrgang: 2020

Quellrubrik: Deutschland Coronakrise

Nummer: 49

Seitentitel: Deutschland

Gesellschaft

Generation Corona

Eltern, Lehrer, Politik – alle sind überfordert von der Pandemie, die Jungen und Jüngsten sind die Leidtragenden. Viele Kinder fühlen sich verängstigt, gelangweilt, ohnmächtig. Und sie spüren, dass die Rezepte der Erwachsenen versagen.

Vier Geschwister, drei Jungs und ein Mädchen, alle Teenager. Sie sitzen mit ihrer Mutter zu Hause am Wohnzimmermüschel in Weißenhorn, Landkreis Neu-Ulm, Holz brennt im Kamin, zwei Katzen schleichen umher. Zwei der Jungs tragen Kappe, die Tochter hat eine Zahnspange und tippt etwas in ihr Smartphone. Vier Teenager unter einem Dach, das ist schon in normalen Zeiten kompliziert. Während der Pandemie herrscht Ausnahmezustand. »Die Corona-Maßnahmen nehmen meinen Kindern die Luft zum Atmen«, sagt Sylvia, die Mutter, die den Nachnamen ihrer Familie nicht genannt haben möchte. Sie ist geschieden, ihr ältester Sohn studiert in München. Ihre Kinder seien lethargisch geworden, weil die sozialen Kontakte fehlten. Dass sie nur abhängen, mache sie wahnsinnig. Anfangs hätten die Geschwister noch zusammen Karten oder Schach gespielt. Das sei vorbei. »Stattdessen extremer Internetskandal. Sie flüchten in ihre eigene heile Welt. Ich glaube, das ist eine Schutzreaktion.« Die Kinder würden sich wegen Kleinigkeiten streiten, sagt sie, manchmal werde es sehr laut, sie seien dann aggressiv untereinander, fast handgreiflich.

Leonard ist 19 Jahre alt, eigentlich spielt er dreimal in der Woche Fußball und trainiert die B-Jugend des SV Grafertshofen. Fällt alles aus. Er ist Schlag-

zeuger in einer Death-Metal-Band, die »Haunted Cemetery« heißt, das letzte Mal haben sie im März geprobt, es waren Konzerte geplant, 200 Mützen und Pullis, die an Fans verkauft werden sollten, liegen herum. In seinem Zimmer stehen ein Computer und ein Gamingstuhl, auf dem Boden liegen leere Fruchtgummitüten.

Ferdinand ist 16, im Januar wird er 17. Er geht aufs Gymnasium, zwölfte Klasse. Er ist Turner, auch sein Training fällt aus. Grundsätzlich findet er es richtig, dass es Corona-Regeln gibt, er fragt sich allerdings, ob die alle sinnvoll sind. »Ich führe ein Leben am Limit«, sagt er. Soll heißen: Er reizt aus, was geht. Sich mit ein paar Freunden im Bauwagen treffen, das macht er nicht mehr. Dafür spielen sie oft zu viert Basketball auf dem Pausenhof der Grundschule, was verboten ist: mehr als zwei Haushalte. »Aber wenn die Polizei vorbeifährt, interessieren die sich zum Glück nicht für uns.«

Cosmas ist 15, er spielt Cello und Klavier im Schulorchester. Das Weihnachtskonzert ist gestrichen, die einwöchige Konzertreise nach Südtirol auch. Er vermisse es, auf Partys zu gehen und mit seinen Freunden abzuhängen. Jeden Tag ist er zwei bis drei Stunden online, spielt »Among Us« oder »Clash of Clans«. Er sagt: »Was soll ich sonst machen?« Silvester will er unbedingt mit seinen Kumpels fei-

ern, fünf oder sechs Leute. Wenn die Corona-Maßnahmen das nicht zuließen, »werde ich wohl dagegen verstoßen«.

Lisa ist 16 und geht in die zehnte Klasse der Mittelschule. Ihr Abschlussball fällt aus, die Klassenfahrt nach Berlin wurde eine Woche vor dem Start abgesagt. Sie ist traurig deswegen. »Das kommt nie wieder«, sagt sie. Dazu nervt sie der Schulstress: Seit den Herbstferien hat sie schon sechs Arbeiten geschrieben.

Was macht Corona mit unseren Kindern und Jugendlichen? Diese Frage berührt nicht nur diejenigen, die eigene Kinder haben. Es ist auch ein Gespräch über sich selbst, wenn man über Kinder spricht, denn alle waren einmal Kinder.

Forscherinnen und Forscher schlagen Alarm, Studien weisen auf gravierende und langfristige Folgen hin. Die Politik verhakt sich genau bei dieser Frage, die Ministerpräsidentenrunde und die Kanzlerin bekommen zunehmend Druck, bei diesem Thema genauer hinzuschauen.

Eltern müssen heute nicht mehr die Autoritäten sein, wie es noch vor 40 Jahren der Anspruch war. Dennoch dürfen Kinder nicht das Gefühl bekommen, sie müssten selbst hinbekommen, womit die Älteren überfordert sind. Die Kinder und Jugendlichen von Fridays for Future machten den

Erwachsenen im vergangenen Jahr genau diesen Vorwurf.

So legt die Pandemie ein Thema offen, das sich untergründig schon seit Jahren nähert: Die Art, wie wir uns Erziehung für eine moderne Welt dachten, funktioniert nicht mehr.

Im bürgerlichen Milieu hatten sich vor allem zwei Arten herausgebildet, auf die unübersichtliche Welt zu reagieren: Überbehütung, das sogenannte Helikoptern, ist die eine – den Kindern möglichst wenig Sorgen und Verantwortung zuzumuten. Ein hoher Leistungsanspruch ist die andere. Kinder sollen viel können, Sprachen und Instrumente und Sportarten, um fit zu sein für ein Leben, in dem sie sich mit Chinesen oder Amerikanern messen müssen.

Doch Leistungswille läuft in der Pandemie vielfach ins Leere: Hobbys, Auslandsaufenthalte, alles außerhalb von Schule und Uni ist nur eingeschränkt bis gar nicht möglich. Die Schulen, die Ausnahmeleistungen hervorlocken sollen, kämpfen mit dem digitalen Lernen. Die Strategie, Sorgen nicht an Kinder heranzulassen, kann man ebenfalls vergessen, denn die aktuellen Sorgen erreichen erstens jeden, zweitens ist als Wunschdenken entlarvt, was die Überbehütung suggerieren sollte, nämlich dass die Erwachsenen es schon richten werden. Was also, wenn die eingelernten Methoden nicht mehr weiterführen?

Die ersten Studien über das Befinden der Heranwachsenden liegen vor. Es gibt durchaus Widersprüche; die einen sehen gravierende Folgen, andere wiegeln ab.

Dass die Pandemie Kindern und Jugendlichen zusetzt, zeigt eine Studie des **Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf (UKE)**, für die ein Forscherteam um die Psychologin Ulrike Ravens-Sieberer im Mai und Juni rund tausend Kinder und Jugendliche zwischen 11 und 17 Jahren und mehr als 1500 Eltern online befragt hat.

71 Prozent der Kinder fühlten sich der »Copsy-Studie« zufolge psychisch belastet: Sie seien ängstlicher, schneller gereizt oder niedergeschlagen und machten sich mehr Sorgen. 39 Prozent gaben an, dass sich durch den mangelnden Kontakt das Verhältnis zu ihren Freunden verschlechterte. 65

Prozent erlebten Schule und Lernen anstrengender als zuvor. Ein Viertel der Kinder und Jugendlichen und ein Drittel der Eltern berichteten, sich öfter zu streiten als vor der Krise.

»Wir haben damit gerechnet, dass sich das psychische Wohlbefinden der Kinder in der Krise verschlechtert«, sagt Ravens-Sieberer. »Dass das allerdings so deutlich ausfällt, hat auch uns überrascht.« Der seelische Stress wirke sich zudem körperlich aus: Kinder und Jugendliche leiden der Umfrage zufolge häufiger unter Einschlafproblemen, Nervosität, Kopf- und Bauchschmerzen.

Die **Hamburger** Forscher verglichen ihre Ergebnisse mit einer bundesweiten und repräsentativen Studie vor der Krise. Danach ist der Anteil von Kindern und Jugendlichen mit einer niedrigen Lebensqualität bei den 11- bis 13-Jährigen von knapp 8 Prozent auf rund 41 Prozent gestiegen, bei den 14- bis 17-Jährigen von 17 Prozent auf 39 Prozent. Der Anteil von Kindern und Jugendlichen mit psychischen Auffälligkeiten stieg bei den 7- bis 10-Jährigen von gut 7 auf knapp 27 Prozent. Einer der Orte, an denen man Auskunft bekommen kann über die Probleme von Kindern, Jugendlichen und Eltern, ist die »Nummer gegen Kummer«. Ehrenamtliche Mitarbeiter stehen am Sorgentelefon bereit, um über alles zu reden, was die Anrufer belastet.

Im Vergleich zum Vorjahr gab es am Elterntelefon 60 Prozent mehr Beratungsgespräche. Fast 20 Prozent mehr sind es bei der Onlineberatung, die sich an Kinder und Jugendliche richtet. Anna Zacharias vom Dachverband sagt, so einen Anstieg habe es noch nicht gegeben in den zwölf Jahren, in denen sie bei der »Nummer gegen Kummer« arbeite.

Wolfgang Kölfen war lange Chefarzt der Klinik für Kinder und Jugendliche in Mönchengladbach und ist Vizepräsident des Berufsverbands der Kinder- und Jugendärzte, er sagt: »Die Pandemie wird einen Einschlag hinterlassen! Was das bedeutet, was jetzt passiert, können wir noch gar nicht überblicken.«

Kinder erlebten sich als Teil eines nicht durchschaubaren, bedrohlichen Prozesses. »Sie leben in dem Gefühl, dass

sie eine Gefahr für die Oma sind, dass sie im schlimmsten Fall ihre Oma umbringen könnten. Unfassbar, was das für ein vier, fünf, sechs Jahre altes Kind bedeutet.«

Wenn die Eltern wenig kompetent sind im Erklären, führe das zu maximalem Stress. »Das kann sich dramatisch auswirken. Das Kind kann das als eine schwere Narbe zurückbehalten. Wir Kinder- und Jugendärzte appellieren deshalb sehr eindringlich an die Verantwortlichen, dass man aufhört, diese Angst zu schüren.«

Als das Kanzleramt in einer Beschlussvorlage vor knapp zwei Wochen forderte, die Kontakte der Kinder auf einen Freund oder eine Freundin zu begrenzen, Masken in Schulen vorzuschreiben, Klassen zu halbieren und Mindestabstände einzuhalten, wollten die Ministerpräsidentinnen und Ministerpräsidenten das nicht mitmachen. Mecklenburg-Vorpommerns Regierungschefin Manuela Schwesig (SPD) nannte den Vorschlag »unverhältnismäßig«. Niedersachsens Ministerpräsident Stephan Weil (SPD) sagte: »Solange wir es vertreten können, möchten wir verhindern, dass Kinder und Jugendliche die Hälfte der Zeit zu Hause verbringen müssen.« Bis auf Bayern sahen das alle Länder ähnlich.

Diesen Mittwoch dann beschlossen die Länderchefs und die Kanzlerin, dass unter 14-Jährige weiterhin von den Kontaktbeschränkungen ausgenommen sind. Als oberstes Ziel gilt es, Kitas und Schulen offen zu lassen. Bei einem Punkt verhakten sich die Länderchefs aber mit Angela Merkel (CDU): ab wie vielen Neuinfektionen strengere Regeln für die Schulen gelten sollen. Merkel wollte einen niedrigeren Wert, am Ende einigte man sich, etwas vage, auf eine »Inzidenz von deutlich mehr als 50 Neuinfektionen pro 100 000 Einwohner«. In solchen Regionen sollen Schüler ab der 7. Klasse den Mund-Nasen-Schutz verpflichtend tragen.

In Gegenden, in denen es mehr als 200 Neuinfektionen pro 100 000 Einwohner pro Woche gibt, sollen Schulen ab Klassenstufe 8 und darüber auf Hybridunterricht umstellen, also die Klassen halbieren und einen Teil der Schüler digital zuschalten; ausgenom-

men sind Abschlussklassen. Die Ferien für alle sollen auf den 19. Dezember vorgezogen werden. Und: Schulen sollen verstärkt Antigen-Schnelltests einsetzen.

Die Regel, nur einen Freund oder eine Freundin treffen zu dürfen, war schon zuvor abgeräumt worden. Für die Mutter Heike Riedmann, Mitbegründerin der neuen Elterninitiative »Familien in der Krise«, zeigt aber schon der Vorschlag, wie wenig Gedanken sich die Politik über die Kinder mache: »Wenn sich jedes Kind einen Freund aussucht, bleibt ziemlich sicher irgendein Kind auf der Strecke – und fühlt sich ausgegrenzt.«

Zu dem Bündnis hatten sich mehrere Eltern im Frühjahr zusammengeschlossen, als die Politik nach dem ersten Shutdown Lockerungen verkündete, für Kitas und Schulen hingegen, wie Riedmann sagt, »nur einen Halbsatz übrig hatte«: bleiben größtenteils geschlossen.

Während der ersten Corona-Welle wirkte es tatsächlich so, als hätte die Bundesregierung die Kinder und Jugendlichen in ihren Entscheidungen vergessen. Das fing damit an, dass Bundesfamilienministerin Franziska Giffey (SPD) nicht mit am Tisch saß, als der enge Corona-Krisenstab über die wichtigsten Maßnahmen verhandelte. Schließlich folgten die Regierungen dem Rat der Experten der Leopoldina, den Kita-Betrieb erst später wieder hochzufahren. Schwimmbäder und Biergärten durften vor den meisten Kitas öffnen.

Danach konnte Giffey immerhin den von ihr vorgeschlagenen Kinderbonus durchsetzen, eine Einmalzahlung von 300 Euro an die Eltern im Rahmen des Corona-Konjunkturpakets. Auch die Corona-Lohnfortzahlung für Eltern, die Kinder betreuen müssen und deswegen nicht arbeiten können, wurde von sechs auf zehn Wochen verlängert. Und es gab vom Bund eine zusätzliche Milliarde Euro für den Ausbau der Kindertagesbetreuung.

Doch den Kinderbonus empfanden viele als eine Art »Schweigegeld«: Für sozial schwache Familien brachte er kaum etwas, und besser situierte Familien sorgten sich eher um die Betreuung ihrer Kinder und den Ausfall des Bildungsangebots. Insgesamt

war diese Einmalzahlung aus der Sicht vieler vor allem eines: teuer.

Dass sie nicht mehr habe bewegen können, erklärte Giffey wiederholt damit, dass die meisten Maßnahmen eben Ländersache seien. Dennoch, so Kritiker, hätte Giffey dafür sorgen müssen, dass Kinder und Jugendliche eine wichtigere Rolle in den Verhandlungen der Bundesregierung spielten. Auch die Bundesbildungsministerin tat sich nicht besonders hervor. Die Kultusministerkonferenz war in der Dauerkrise, 16 Landesministerinnen und -minister suchten mühsam nach Gemeinsamkeiten im Umgang mit der Corona-Pandemie. Das hätte die Stunde von Anja Karliczek (CDU) sein können: diejenige zu sein, die trotz fehlender Handlungsmacht in der Schulpolitik aufzeigt, wo es langgehen könnte. Stattdessen gab sie in Interviews dauernd neue Empfehlungen und brachte damit Schülerinnen und Schüler, Lehrer und Eltern gegen sich auf.

Ein Grund für das Hin und Her der Politik war die unsichere Studienlage in der Frage, wie infektiös Kinder sind. Inzwischen geht man davon aus, dass die Kleinen auch Teil des Infektionsgeschehens sind. Zwar scheinen Kinder relativ häufig asymptomatisch zu sein, doch die Biologie der Infektion dürfte bei Kindern ähnlich sein wie bei Erwachsenen. Das gilt vor allem für Jugendliche auf weiterführenden Schulen. Definitive Ergebnisse fehlen bislang.

Wer als Politikerin oder Politiker in der Familien- und Bildungspolitik patzt, hat wenig Nachsicht zu erwarten. Denn Kinder sind wichtig geworden für die Gesellschaft. Niemals zuvor in der Geschichte sind sie so intensiv beobachtet, medizinisch betreut und pädagogisch beschäftigt worden wie heute.

Über Jahrtausende war die Kindheit kurz, in einem heute unvorstellbar frühen Lebensalter galten Heranwachsende als volle Arbeitskräfte. Die moderne Vorstellung von Kindheit entwickelte sich ab dem 17. Jahrhundert. Damit einher ging auch die Idealisierung des Kindes: Oft galt es als schutzbedürftiges Wesen, das ein Recht auf freie Entwicklung hat – eine bessere Verkörperung des Menschli-

chen als der fehlbare und von sich selbst enttäuschte Erwachsene.

Der französische Philosoph Jean-Jacques Rousseau lieferte mit »Émile oder Über die Erziehung« ein Gründungsdokument dieser Idealvorstellung, Herbert Grönemeyers Hit »Kinder an die Macht« die Popversion. Die Fridays-for-Future-Bewegung ist mit der Ikone Greta Thunberg für viele stolze Eltern die aktuelle politische Verkörperung. »Wachsender Individualismus«, so beschreibt die Historikerin Martina Winkler in ihrer »Kindheitsgeschichte« diese Entwicklung, »veränderte Scheidungsgesetze, neue Tätigkeitsfelder für Frauen sowie die bessere Verfügbarkeit von Verhütungsmitteln veränderten die Realitäten in und das Denken über Familien radikal. Familie wurde zu einer bewusst gewählten Lebensform, Kinder waren (zumindest theoretisch) planbar. Die Geburtenrate ging zurück, das Alter von Erstgebärenden stieg. All dies waren Voraussetzungen für die im 21. Jahrhundert so bekannte Rede vom »Projekt Kind« oder auch für die »optimierte Kindheit.«

Es genügt längst nicht mehr, zumal in bürgerlichen Kreisen, gesunde Nachkommen zu haben, die im Leben schon zurechtkommen werden. Erst das glückliche Kind wirft auf seine Eltern ein gütiges Licht.

Doch man muss es sich leisten können zu Helikoptern. Die Pandemie zeigt nur zu deutlich, wie unterschiedlich die Startbedingungen ins Leben sein können. Plötzlich ist wieder viel mehr von »bildungsfernen« und »bildungsnahe« Familien die Rede. Die Pandemie offenbart eine Zweiklassengesellschaft.

Der 42-jährige Thomas von Thenen und seine Tochter leben in einer Dreizimmerwohnung in Rheinberg nordwestlich des Ruhrgebiets, der Vater ist alleinerziehend. Die 13-Jährige geht auf eine Gesamtschule und ist dort wegen einer Lese-Rechtschreibschwäche auf spezielle Unterstützung angewiesen. Der Vater arbeitet in einem Kiosk.

Er sagt, die zurückliegenden Monate, in denen die Schule zum Teil wochenweise ausgefallen ist, hätten seine Tochter verändert. Sie habe gesagt, dass sie es nicht schaffe, so schnell so

selbstständig zu werden. »Dann war ich hin- und hergerissen: Soll ich jetzt aufhören zu arbeiten? Aber wir sind auf das Geld angewiesen, das ich im Kiosk verdiene. Ich konnte nicht bei ihr bleiben.«

Knapp drei Millionen Kinder und Jugendliche leben in Deutschland in Armut. Es gibt landesweit 27 sogenannte Archen, Hilfswerke gegen die Kinderarmut. Bernd Siggelkow ist Pastor und hat 1995 in Berlin die Arche gegründet. In den sozial benachteiligten Familien sei durch Corona »die Luft dünner« geworden, sagt er. Vor der Pandemie sind etwa 350 Kinder in die Arche in Berlin-Hellersdorf gekommen, jetzt sind es nur noch etwa 150, da Gruppen verkleinert werden mussten: Kinder dürfen nur noch einmal die Woche herkommen.

Sigelkow hat den Eindruck, dass Onlinemobbing massiv zunimmt. Manche Kinder leiteten ihm Nachrichten weiter, weil sie nicht wüssten, wie sie damit umgehen sollen. Kinder schrieben einander: »Wenn ich dich das nächste Mal sehe, dann töte ich dich.« Das sei ein Ergebnis der Langeweile, aber er höre auch Sätze wie: »Ich möchte sterben.«

Wenn er dann mit den Jungen und Mädchen ins Gespräch komme, erfahre er meist, dass es keine Suizidgedanken sind, die die Kinder umtreiben, dass sie nur nicht wüssten, wie sie ihr Leid anders ausdrücken könnten.

Kinder mit Behinderungen haben es gerade besonders schwer. Viele hätten nach dem ersten Shutdown nicht wieder richtig in ihr schulisches Umfeld zurückgefunden, sagt Ute Thyen, stellvertretende Direktorin der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin in Lübeck.

Sie berichtet von einer alleinerziehenden Mutter mit vier Kindern, davon ein jugendlicher Sohn mit Downsyndrom. Der Junge habe eine schwere geistige Behinderung mit erheblichen Verhaltensstörungen. Solange er in die Förderschule gehen konnte, sei das zu schaffen gewesen. Dann schloss die Schule, und als sie wieder offen war, konnte er nicht dorthin gehen, weil seine Schulbegleiter keine Masken zur Verfügung gestellt bekommen hätten.

»Am Ende wurde der Junge zu Hause aggressiv. Der ältere Bruder wollte eigentlich seine Ausbildung anfangen, hat das aber verschoben, damit wenigstens einer die Mutter unterstützen konnte, auch wegen der zwei jüngeren Schwestern, von denen eine chronisch krank ist.« Man habe diese Familie komplett alleingelassen. »Wir haben den Jungen dann bei uns stationär aufgenommen. Er hat Medikamente bekommen, damit sich sein Verhalten zumindest so weit bessert, dass er überhaupt wieder einen Bus besteigen kann.«

Das Alter spielt ebenfalls eine wichtige Rolle bei der Frage, wie Kinder und Jugendliche die Pandemie erleben. Die ganz Kleinen sind dem Virus noch staunend ausgeliefert.

Am Mittwochmorgen sitzen Kinder der Kita Baumhaus der Pestalozzi-Stiftung Hamburg zusammen auf dem Teppich im Morgenkreis, Jungs und Mädchen zwischen drei und fünf Jahren. Eigentlich stellen sie mittwochs immer ein Lieblingsbuch vor, nun beantworten sie Fragen zum Thema Corona.

Wer weiß, was Corona ist?

Frieda, 5, sagt gleich: »Ein Virus!«

Katinka, 5: »Man muss immer Abstand halten!«

Maximilian, 4: »Ich weiß, dass da viele Menschen dran sterben.«

Dann sagt Katinka: »Ich hasse Corona!«

Warum? »Weil es eine blöde Krankheit ist!«

Und jetzt sagen auch die anderen Kinder: »Ich hasse Corona!«

Wo ist Corona?

Matteo, 5: »Es fällt auf den Regenschirm und ist an Sachen dran.«

Katinka: »Überall ist Corona.«

Maximilian: »Wenn man die Tür aufmacht, kommt Corona rein.«

Was könnt ihr wegen Corona nicht machen?

Sie rufen durcheinander: »Nicht ins Schwimmbad gehen!«, »Und nicht in den Zoo!«, »Und nicht zum Turnen!«, »Und nicht zum Ballett!«, »Man darf nicht in den Spielzeugladen.« »Man darf nicht ins Flugzeug!«, »Und nicht Laterne laufen mit vielen!«, »Man darf sich nicht besuchen.«

Wie spricht man altersgerecht über eine Pandemie, deren Folgen und Auswirkungen selbst Erwachsene nur

schwer einschätzen können? Welche Worte sind die richtigen, um Kinder aufzuklären, ohne ihnen Angst zu machen?

Melanie Gaßl lebt in Riedstadt bei Darmstadt. Ihr Sohn ist drei Jahre alt. Er war gerade zwei Wochen lang in Quarantäne, weil sich seine Erzieherin in der Kita mit Covid-19 angesteckt hatte. Seine achtjährige Schwester und seine Eltern durften vor die Tür, er musste im Haus und im Garten bleiben. »Wir haben ihm das nicht weiter erklärt, sondern nur gesagt, dass das im Moment nicht geht.« Zum Glück habe er nicht nachgefragt.

Es ist knifflig. Der Berliner Psychiater Jan Kalbitzer, Autor des gerade erschienenen Buchs »Krise als Neustart«, sagt: »Gerade bei kleinen Kindern ist es wichtig, dass Eltern sie vor den eigenen Sorgen schützen.«

Sie aber vor allen schlimmen Nachrichten abzuschirmen sei nicht richtig, sagt die Notfall- und Entwicklungspsychologin Barbara Juen von der Uni Innsbruck: »Kinder sollen Hände waschen und Abstand halten, um sie herum tragen viele Menschen nun einen Mund-Nasen-Schutz – selbst die Kleinsten haben mitbekommen, dass sich ihr Alltag verändert hat.«

Es mache Kindern mehr Angst, wenn niemand sie über diese Veränderungen aufkläre, sie gar das Gefühl bekämen, die Erwachsenen wollten ihnen etwas verheimlichen. »Eltern sollten ihnen deshalb anlassbezogen erklären, warum sie jetzt eine Maske tragen«, sagt Juen. »Sie können auch für die Kinder einordnen, warum das Virus für Opa gefährlicher ist und wie sich alle schützen können.«

Für kleinere Kinder gelte die Regel: »Überfrachten Sie das Kind nicht. Sprechen Sie zunächst nur über das, was es wissen muss, um seinen Alltag zu verstehen. Beantworten Sie sachlich und unaufgeregt seine Fragen.« Eltern könnten sich dem Thema spielerisch nähern und eine Geschichte dazu vorlesen oder ein Bilderbuch anschauen, etwa über den menschlichen Körper und das Immunsystem. Ältere Kinder und Jugendliche bekämen »Informationen über so viele Kanäle, da geht es eher darum, ihnen eine Orientierung zu geben, welchen davon sie vertrauen können.«

Eltern, Lehrkräfte oder andere Bezugspersonen sollten gemeinsam mit den Jugendlichen erarbeiten, was Fakten sind und was nur Gerüchte. »Dann können sie der Informationsflut, der sie in den sozialen Medien ausgesetzt sind, etwas entgegenhalten.«

Schulen sind für Kinder zurzeit einerseits ein Halt, andererseits Stress, weil sich dauernd vieles ändert. Marion Schrickel steht auf dem Schulhof der Geschwister-Scholl-Schule im thüringischen Arnstadt. In der Grundschule gilt seit Montag der »eingeschränkte Regelbetrieb«, es ist die Stufe Gelb des Thüringer Konzepts für Schulen und Kindergärten. Das Bildungsministerium ordnete für die Schulen in Arnstadt an, dass in den Klassenstufen eins bis sechs feste, voneinander getrennte Lerngruppen gebildet werden.

»Jede Klasse einer Jahrgangsstufe hat ihren eigenen Bereich«, sagt Schulleiterin Schrickel und deutet in Richtung der schwarz-gelben Markierungen auf dem Boden. So wolle man verhindern, dass sich die Gruppen untereinander mischen. Gerade haben drei Klassen Pause. Zwar jagen die Kinder einander nach und unterhalten sich lautstark, doch die Begrenzungen überschreiten sie nicht. Am Ende der Pause bilden sie Zweierreihen an gegenüberliegenden Eingängen.

Was hier passiert, kann auch auf andere Schulen zukommen, je nach Infektionsgeschehen in der Region. Ältere Schüler können anders damit umgehen, manche engagieren sich für alternative Lernmodelle. Einige Jugendliche demonstrieren und schreiben Briefe an Schulbehörden und setzen damit fort, was im vergangenen Jahr mit den Klimaprotesten begann: ein sichtbares Verantwortungsgefühl für die Welt und das eigene Umfeld. Engagement ist ein gutes Mittel, um dem derzeitigen Gefühl der Ohnmacht zu entkommen. Xueling Zhou ist 16, Schülersprecherin an einem Gymnasium in Köln-Mülheim, außerdem im Vorstand der »Landesschüler(*)innenvertretung NRW« aktiv. »Eine unserer wichtigsten Forderungen ist der Wechsel in den Hybridunterricht«, sagt die Elftklässlerin. »Um das Infektionsrisiko zu verringern und die Schulen trotzdem

offen zu halten, sollte jede Klasse geteilt werden.«

Doch in der Bildungspolitik, sagt Xueling, stießen die Schülerinnen und Schüler auf kein Gehör: »Für unsere Ideen interessiert sich in der Landesregierung niemand, wir Jugendlichen sind einfach nicht wichtig genug.« Die Schülersprecherin hat auch eine Vermutung, warum das so ist: »Die Politik versucht, in den Schulen mit aller Macht den Zustand wiederherzustellen, wie er vor der Krise war – nur ist das leider unmöglich.«

Ein Gefühl des Ausgeliefertseins bleibt somit selbst bei denjenigen, die aktiv nach Wegen aus der Misere suchen. Besonders hart trifft es jene jungen Leute, die gerade die Schule hinter sich gebracht haben und in ein neues Leben starten wollten, die voller Pläne waren, voller Engagement.

»Hier bei uns in Deutschland wächst man in so guten Verhältnissen auf. Ich wollte der Welt auch was Gutes zurückgeben. Nach dem Abi hatte ich Zeit, die wollte ich nutzen«, sagt Lasse Lohmann, 18, aus Bonn. Er hat in diesem Jahr am Bonner Beethoven-Gymnasium Abitur gemacht und danach mit dem Deutsch-Südafrikanischen Jugendwerk ein Freiwilliges Soziales Jahr geplant, 70 Kilometer nordöstlich von Kapstadt, in der Township Mbekweni. Dort wollte er Waisenkinder und Familien betreuen, sie bei Schulaufgaben unterstützen, mit ihnen backen und Fahrdienste leisten. Stattdessen studiert er seit November Molekulare Biotechnologie an der Technischen Universität München.

»Die Tage nach der Absage waren schon schwer. Wenn nicht jetzt, wann dann im Leben?« Er wisse, anderen Menschen gehe es viel schlechter, sie bangten um ihre Existenz. Doch es tue weh, wenn sich Träume zerschlugen. Er hatte keinen Abi-Ball, keine »Erstiparty« jetzt im Studium, »man hat nicht mal selbst Schuld. Das ist einfach Schicksal.«

Viele Studierende sind wieder nach Hause zu ihren Eltern zurückgekehrt, das Studium findet nur online statt, die Studentenbuden in den Städten, in die sie ziehen wollten, stehen leer. Svenja Strube, 20, studiert im niederländischen Groningen und hat eine ganze Weile wieder bei ihren Eltern in

Deutschland gewohnt. Inzwischen ist sie in die Niederlande zurückgekehrt: »Groningen wirkt derzeit wie ausgestorben – ein deprimierender Anblick.«

All das ist verkräftbar, irgendwie, aber die Verletzlichkeit der Welt und der eigenen Existenz hat sich dieser Generation schon jetzt eingeprägt. Viele in Deutschland waren in materieller Sicherheit aufgewachsen, in Frieden und Freiheit. Jetzt wissen sie, dass selbst sie nicht davon verschont bleiben, Elementares von einem auf den anderen Moment infrage stellen zu müssen.

Wenn Abschirmen keine echte Option ist, was dann?

Es gibt radikale Vorschläge wie die des Kinderarztes und Buchautors Herbert Renz-Polster. Sein letztes Buch heißt: »Alles über Corona«, das davor hieß: »Erziehung prägt Gesinnung«.

»Meine Forderung an die Lehrer: Jetzt nicht einfach weitermachen mit dem Stoff, sondern genau hinschauen. Manche Kinder sind abgehängt, manche schlecht drauf, weil es ihnen persönlich nicht gut geht. Das muss heilen und wieder in Balance kommen.« Es reiche nicht aus, die alten Schulen mit neuen Hygieneregeln zu betreiben. »Die Kinder müssen erst mal überhaupt bildungsaufnahmefähig sein. Die können nicht lernen, wenn sie gestresst sind.«

Um die Kinder aufzubauen, müssten Noten abgeschafft und Lehrpläne ausgemistet werden. »Die brauchen jetzt viel mehr als Mathe, Deutsch, Physik. Schule muss die Kinder stärken, Projekte machen, in denen sie erfahren: Ich kann das. Ich bin stark.« Die Kinder müssten raus in die Natur, wo sie ihre Persönlichkeit stärken und bilden. »Wenn die Persönlichkeit da ist, kommt das andere auch.«

Tatsächlich merken praktisch arbeitende Pädagogen, dass die Corona-Zeit in der Persönlichkeits- und Reifeentwicklung etwas bewirkt hat. Kinder erleben sich nicht nur als ausgeliefert. Sie machen zugleich die Erfahrung, dazu beitragen zu können, die Krise zu überstehen.

Anja Tomiczek ist Erzieherin und Leiterin der »Kita Kunterbunt« des Diakoniewerks Essen mit 110 Kindern zwischen vier Monaten und dem Vor-

schulalter. »Das Jahr 2020 bedeutete, kreativ zu sein, aber auch die Perspektive einfach mal zu ändern«, sagt sie. »Weil die Kinder nun ohne Eltern ins Gebäude der Kita gehen, sind sie sehr selbstständig geworden in Situationen, in denen sie früher von den Eltern bedient wurden.«

Mehrere Fachleute betonen, es sei an der Zeit, der ewigen Diskussion um die Aufnahme von Kinderrechten ins Grundgesetz ein Ende zu bereiten – indem dies endlich geschieht. »Hätten wir die Kinderrechte schon im Grundgesetz, wäre das anders gelaufen«, sagt die Kinder- und Jugendmedizinerin aus der Lübecker Klinik Ute Thyen. »Dann hätte man die Belange der Kinder genauso sehen müssen wie die der Erwachsenen. Stattdessen gibt es technokratische Lösungen, bei denen wir Kinder und Jugendliche nicht als Menschen mit ebenbürtigen Rechten sehen, sondern als potenzielle Virus-träger.«

Ob Kindern etwas zur Last wird, ist manchmal eine Frage der Perspektive. Etwa, wie man auf die Schulden schaut, auf die mehr als 300 Milliarden Euro, die der Bund aufnimmt, um die Krise zu meistern. Klingt nach Horror für die heranwachsende Genera-

tion.

Doch Finanzminister Olaf Scholz (SPD) bekommt die frischen Kredite derzeit fast zum Nulltarif. Je nach Laufzeit müssen er und seine Nachfolger sogar weniger zurückzahlen, als sie sich geliehen haben. Außerdem ist das Ausmaß der Verschuldung viel geringer als noch in der Folge der Finanzkrise vor zwölf Jahren.

Damals stieg der Schuldenberg von Bund, Ländern und Gemeinden auf mehr als 80 Prozent der Jahreswirtschaftsleistung (BIP). Dieses Mal bleibt er deutlich darunter, nämlich bei knapp über 70 Prozent am Ende des nächsten Jahres. Wenn damals 80 Prozent verkräftbar waren und in einem überschaubaren Zeitraum von zehn Jahren um ein Viertel gesenkt werden konnten, gilt das erst recht für diese Krise.

Hinzu kommt, dass die Schulden auf lange Sicht jungen Menschen eher nutzen als schaden. Sie werden ihr ganzes Berufsleben davon profitieren, dass die Regierung während der Corona-Pandemie einen noch schlimmeren Absturz der Wirtschaft mit geliehenen Milliarden aufgehalten hat. Die Alternative wäre eine noch tiefere Rezession gewesen, aus der sich

Unternehmen und Staat nur langsam hätten befreien können. Viele Jobs, auf die sich junge Menschen heute bewerben können, wären verloren gegangen oder gar nicht erst entstanden, viele Gehälter wären niedriger ausgefallen.

Zurück nach Weißenhorn, in die Nähe von Ulm, zu der alleinerziehenden Mutter und den vier Kindern. Der 19-jährige Leonard trifft sich mit seinem Stammtisch online. Jeden Freitag schalten sie sich per Video zusammen, zehn, zwölf Leute, sie trinken Bier und quatschen.

Leonards Bruder Cosmas hat vor vier Wochen den Mofa-Führerschein gemacht. Wenn er etwas erleben wolle, sagt er, kurve er mit seiner Zündapp durch die Gegend. Ein Moment der Freiheit.

Ferdinand übt an der Reckstange draußen auf dem Hof, macht Klimmzüge, Felgaufzug, Beugestütz, Zugstemme. Ein schwacher Ersatz fürs Turntraining, aber immerhin.

Lisa hofft, dass die Pandemie einfach nur schnell vorbeigeht.

Und ihre Mutter Sylvia, dass die Schulen nicht noch einmal schließen.

Verstärkte Symptome

Anteil der befragten Kinder und Jugendlichen, die mindestens einmal in der Woche an den genannten psychosomatischen Beschwerden leiden

während der Pandemie vor der Pandemie



DER SPIEGEL

Quelle: Copsy-Studie des UKE, Onlineumfrage vom 26. Mai bis 10. Juni; 1040 befragte Kinder und Jugendliche zwischen 11 und 17 Jahren

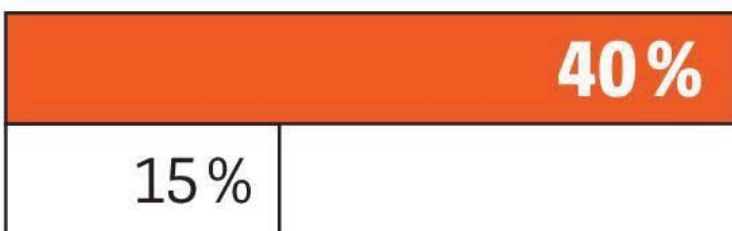
CO-SP-2020-049-0037-01-85014-GR.JPG

Gedrückte Stimmung

Umfrage zur Lebensqualität von Kindern und Jugendlichen vor und während der Pandemie

während der Pandemie vor der Pandemie

geminderte Lebensqualität



normale Lebensqualität



hohe Lebensqualität



DER SPIEGEL

Quelle: Copsy-Studie des Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, Onlineumfrage vom 26. Mai bis 10. Juni; 1040 befragte Kinder und Jugendliche zwischen 11 und 17 Jahren

CO-SP-2020-049-0038-02-85014-GR.JPG

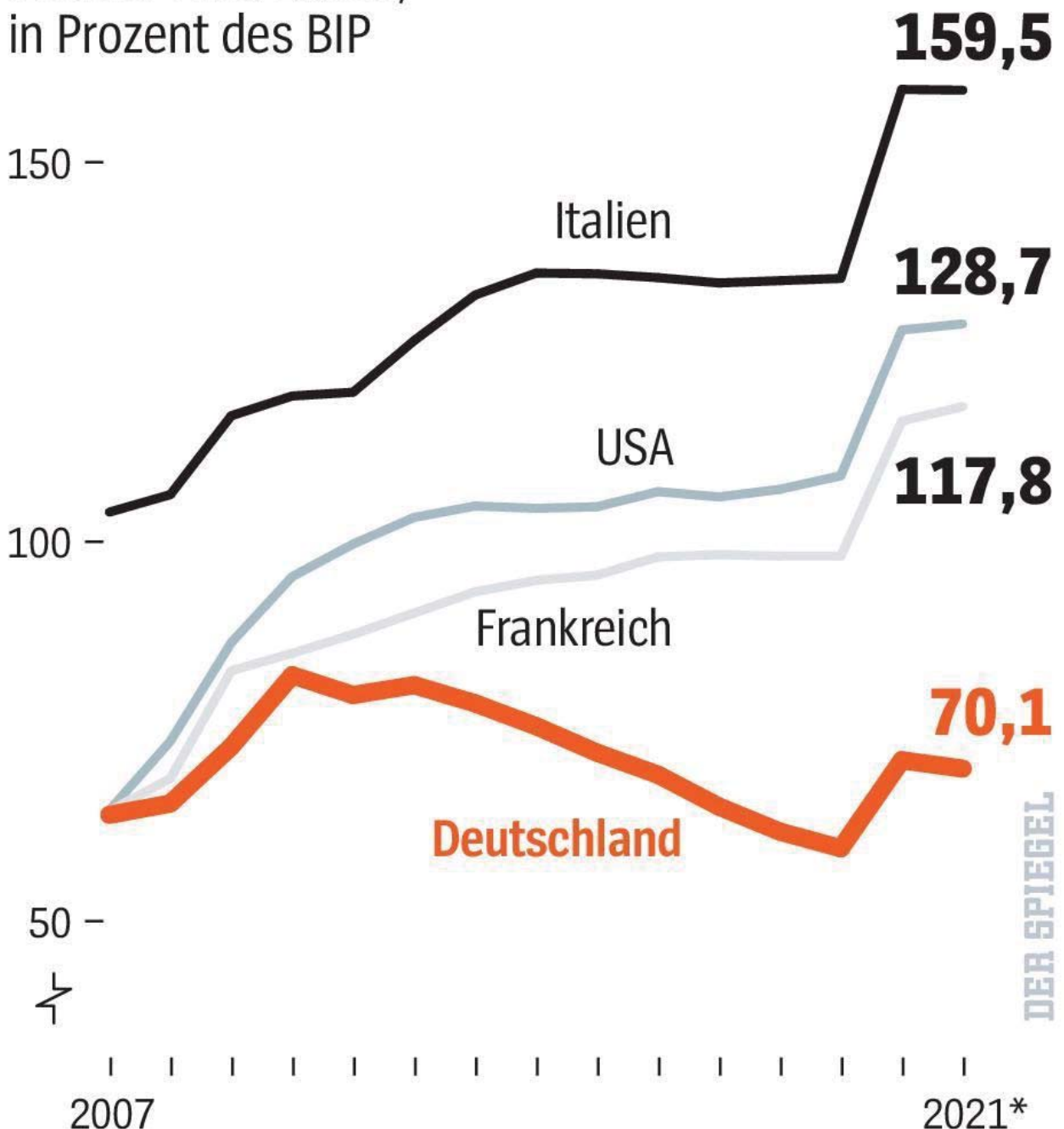
71 %

der befragten Kinder
und Jugendlichen
empfinden die
Coronakrise als
**äußerst oder
ziemlich belastend.**

Quelle: Copsy-Studie des UKE,
Onlineumfrage vom 26. Mai bis 10. Juni;
1040 befragte Kinder und Jugendliche
zwischen 11 und 17 Jahren

Gut bedient

Entwicklung der Staatsschuldenquote seit der Finanzkrise, in Prozent des BIP



Quelle: Ameco

* 2020 und 2021 Prognose

CO-SP-2020-049-0040-02-85014-GR.JPG

Abbildung: Erstklässlerinnen in München Deutliche Verschlechterung des Befindens
Fotonachweis: Sven Hoppe / picture alliance / dpa